

Nehmt einander an – zu Gottes Ehre

Predigt zu Röm 15,5-14

Universitätsgottesdienst am 3. Advent (16.12.2018)

Liebe Gemeinde,

stellen Sie sich vor, wir müssten für ein Kabarett oder für die Heute-Show eine Adventspredigt entwerfen. Also eine Predigt, die sagt, was man eben so sagt acht Tage vor Heiligabend und dabei möglichst kein Klischee auslässt. Beginnen wir mit dem Aufruf, freundlich – oder wie man so sagt: christlich – miteinander zu sein in diesen besonderen Tagen. Nehmen wir dazu den Appell, nicht das „Eigentliche“, den religiösen Kern des Festes zu vergessen und Gott die Ehre zu geben. Möglichst viele goldglänzende Begriffe wie Freude, Friede, Hoffnung, Verheißung. Und dazu ein Reigen ausschmückender Bibelzitate, die das schon Gesagte noch einmal mit anderen Worten wiederholen und den Seid-nett-zueinander-Appell garnieren wie die Petersilie den Festtagsbraten.

Stellen Sie sich vor, nun ist es dritter Advent, wir schlagen die Ordnung der Predigttexte auf – und finden einen Text, der alle diese Zutaten für eine Klischeepredigt in Reinkultur enthält. Doch hören Sie selbst:

Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, wie es Christus Jesus entspricht, damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus.

Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre.

Denn ich sage: Christus ist ein Diener der Beschneidung geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind; die Heiden aber sollen Gott die Ehre geben, wie geschrieben steht: „Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen.“ Und wiederum heißt es: „Freut euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!“ Und wiederum: „Lobet den Herrn, alle Heiden, und preisen sollen ihn alle Völker!“

Und wiederum spricht Jesaja: „Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isais, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.“

Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.

Wollten wir dem Klischee treu bleiben: Wir würden nun ein Motiv nach dem anderen aufnehmen und mit warmen Worten ausmalen. Wir würden nacheinander über die Nächstenliebe und die Sehnsucht nach einem harmonischen Miteinander zuhause nachdenken, über den weihnächtlichen Frieden, der alle Jahre wieder beschworen wird – und nicht zuletzt über das Lob Gottes.

Nun muss das, nur weil es so erwartbar ist, nicht schon falsch sein. Weihnachten wäre nicht Weihnachten ohne die adventlichen Rituale: Ohne den Herrnhuther Stern im Haus und den Tannenzweig vor der Tür, ohne die gefühlt einhundert Spendenaufrufe, die bei mir regelmäßig zu einer Überweisung und 99 Gewissensbissen führen – und ohne den Wunsch, dass es diesmal klappt mit der Weihnachtsstimmung in der Familie. Diese Erwartung gehört ja zum Christfest wie die guten Vorsätze zum Neuen Jahr. Auch wenn wir schon ahnen, wie das ausgeht: Ohne die Illusion, wir würden zum Fest alle harmonisch und zum neuen Jahr bessere Menschen werden, geht es offenbar auch nicht. *Nehmt einander an:* Das klingt nach einem guten adventlichen Vorsatz, am heutigen Tag gerade noch rechtzeitig, bevor Sie zu Ihren Eltern fahren oder unsereinem die Verwandtschaft ins Haus steht. *Nehmt einander an:* Das bleibt realistisch, das verlangt nicht gleich die große Nächstenliebe oder Bruderliebe – die mitunter ja gerade dann schwierig ist, wenn ich den anderen nicht „Bruder“ nenne, sondern es um meinen echten leiblichen Bruder geht. *Nehmt einander an:* Das ist

Fairplay nach Augenmaß, ach, vertragt euch doch, wer ist schon ohne Fehler, und wer braucht nicht die Vergebung anderer: *Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat.*

Nehmt einander an – das ist vernünftige Güte, das taugt für den Advent und für ein wohltemperiertes Weihnachten, das spricht die Christen wie die Nichtchristen an, das hat es schon bis zu einer Jahreslosung und zu einem Kirchentagsmotto gebracht.

Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat: Das ist gut – aber das ist nicht der ganze Satz, und es läuft Gefahr, aus einer gewagten Art der Begegnung einen gutbürgerlichen moralischen Appell zu machen. *Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre*, heißt der ganze Satz und heißt die Pointe des ganzen Textes, der wie eine Arie im Weihnachtsoratorium in immer neuen Coloraturen einen einzigen Grundgedanken umspielt, ohne ihn wirklich zu erklären: Dass unsere Gemeinschaft und das Lob Gottes zusammengehören. Und wie das bei Arien so ist: Irgendwann weiß man, was gesagt wird, und beginnt nachzudenken, was gemeint ist, irgendwann hört man weniger dem Text zu und mehr in sich selbst hinein. *Nehmt einander an [...] zu Gottes Ehre.* Wie jetzt: Nehmt einander an – und darin, in eurem Umgang miteinander, gebt ihr Gott die Ehre? Oder: Nehmt einander an, um in Gemeinschaft Gott die Ehre zu geben? Oder: Nehmt einer den anderen als Grund, Gott zu loben? Möglich das eine und das andere; drei Varianten, die einander nicht ausschließen müssen. Wobei das erste – nehmt einander an und ehrt damit Gott – noch recht nah liegt an den guten Vorsätzen vor dem Fest, die nur leider selten funktionieren. Und so richtig es ist, dass sich Gott freut, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen, so schwingt darin doch in meinem Kopf eben auch der Gott mit, der stets betrübt ist, weil es mit unserer Gemeinschaft nicht recht klappt und wir nicht sind, die wir sein sollten.

Nehmt einander an, *und dann* gebt Gott die Ehre: Manchmal ist mehr zu tun weniger schwierig. Gemeinschaft, nur um Gemeinschaft zu haben, kann ja ausgesprochen anstrengend werden. Wir kennen alle den Trick, uns ein gemeinsames Programm vorzunehmen, wenn anstrengender Besuch angesagt ist. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum ausgerechnet an Weihnachten, wenn die Familien zusammenkommen, die Gottesdienste so voll sind ... Nun, das wäre mehr als ein Notfallprogramm mit meistens festlicher Stimmung, manchmal guter Predigt und garantiert einstündiger familiärer Sendepause. Es ist vor allem das Lob Gottes, das der Gemeinschaft guttut. Unsere Studierenden feiern an der Theologischen Fakultät jeden Dienstag eine Lobpreisandacht, und manchmal, wenn es zwischen Seminar und Vorlesung passt, gehe ich gerne hin. Nun ist, was dort gesungen wird, vielleicht nicht der Höhepunkt geistlicher Musik. Das sind vielleicht auch nicht die anspruchsvollsten Texte: *Herr, öffne du mir die Augen ... Ich will dich sehen in deiner Pracht.* Davon wird man, mit Verlaub, nicht viel gescheiter. Aber die Größe Gottes, die da besungen wird, die weitet Herz und Hirn und *schafft Raum* – genug auch für den, der anders ist als ich. *Nehmt einander an, um Gott zu loben ...* Ich entdecke in diesen Andachten, dass dieser Satz mindestens genauso auch umgekehrt gilt: *Lobt miteinander Gott – und ihr könnt in diesem weiten Horizont einander gut annehmen.*

Und vielleicht kann man doch noch einen Schritt weiter gehen: Nehmt den anderen an – als Grund, Gott zu loben?! Erster Gedanke: Das ist frommer Quatsch. Es gibt Menschen, für die ich Gott loben könnte – aber die muss ich in der Regel nicht erst annehmen. Und es gibt wenige andere, die mir schwerfallen: Da habe ich alle Hände voll damit zu tun, sie anzunehmen und freundlich mit ihnen zu sein. Zweiter Gedanke, noch während ich das sage: Was ist das für ein Bild vom anderen! Die soll froh sein, wenn ich sie annehme, und der wird, wenn es mir gelingt, irgendwie toleriert: Als gäbe es zum anderen nicht mehr als die Summe der Probleme zu vermerken, die er hat oder sie macht. Ich nehme dich *dennoch* an, ich – Steigerungsform für fortgeschrittene Christen! – liebe dich *trotz allem*. Diese eigentümliche Kombination von Liebeserklärung und Demütigung hat im evangelischen Christentum eine lange Tradition, an die auf seine Weise auch der zitierte Vers erinnert: Nehmt einander an, wie Christus uns angenommen hat. Der, Christus, nimmt ja auch die Sünder an, der liebt uns ja bekanntlich auch, *obwohl* wir – wir sind. Und wenn wir gerade einmal nicht Sünder sind, wenn etwas gelingt in unserer oder anderer Leute Leben: Wird das dann nicht angenommen? Oder muss man das gar nicht vermerken, weil es selbstverständlich ist?

Von Anfang an ist es nicht so gewesen. Der Schöpfer konnte, sein Geschöpf betrachtend, noch anerkennend feststellen: Siehe, sehr gut! Seine Geschöpfe – bevor sie Protestanten wurden – konnten noch in den Spiegel schauen und sagen: Ich danke dir, dass ich wunderbar gemacht bin. Und selbst Jesus, Anwalt der Mühseligen und Beladenen und Gescheiterten, musste offenbar selbst in einzelnen Begegnungen erst entdecken, dass da mehr ist als zu erwarten war. Es gibt etwa diese Erzählung vom heidnischen Centurio, der so fromm war, dass Jesus seine Überraschung kaum verbergen konnte: Donnerwetter, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!

Nehmt einander an zu Gottes Ehre, ja seht Gottes Ehre im Anderen: Es gibt Gründe, Annahme und Anerkennung nicht voneinander zu trennen. Es könnte die Würde des anderen bewahren, ihn oder sie nicht zu reduzieren auf das, was man halt ertragen muss. Lasst uns doch annehmen, dass, was Ebenbild Gottes heißt, irgendwo auch einen göttlichen Abglanz an sich trägt. Vor allem aber: Den andern anzuerkennen, was doch zunächst noch viel schwieriger scheint als ihn „nur“ anzunehmen – macht es in Wirklichkeit manchmal erst möglich, ihn anzunehmen. Gelegentlich meldet sich eine Leipziger Bekannte bei mir, die unter prekären finanziellen und sozialen Verhältnissen zurechtkommen muss. Das Problem ist: Sie ist sehr ausführlich und sagt alles, was sie sagt, mindestens dreimal. Wenn der Schreibtisch überquillt, ist das schon eine rechte Herausforderung. Und obwohl ich weiß, dass ihr sonst kaum jemand zuhört, und obwohl ich mir sicher bin, dass am Ende Gott mit mir nicht weniger Geduld braucht: Es fällt mir nicht leicht, den Hörer abzunehmen, wenn ich ihre Nummer sehe. Das ist – offen gesagt – schon immer noch so. Aber seit mir vor ein paar Jahren einmal ihr Freund geschildert hat, wie sie es trotz widrigster Umstände schafft, dass beide über die Runden kommen, wie sie mit kleinen Überraschungen immer wieder die Lethargie eines im Grunde chancenlos prekären Alltags durchbricht: Seitdem wächst mein Respekt vor ihr. Und seitdem gehört sie für mich nicht allein in das Fürbittengebet, sondern auch in das Lobgebet. Nehmt einander an zu Gottes Ehre: Manchmal muss man das zweite vor dem ersten tun. Manchmal beginnt es mit der Entdeckung, dass der Glanz Gottes an unwahrscheinlichen Stellen aufblitzt (was wir demnächst mit dem Gottessohn im Futtertrog wieder feiern). Und wo der andere, wo die andere uns dazu einmal bringt, Gott zu loben: Da ist der Weg nicht mehr weit, ihn anzunehmen oder bei ihr den Hörer abzunehmen.

Frank M. Lütze